

Die Externalisierungsgesellschaft¹

Ein Internalisierungsversuch

Stephan Lessenich

»Was haben die Römer je für uns getan?« Beim konspirativen Treffen der nicht gerade unter übermäßigem Mitgliederzulauf leidenden Volksfront von Judäa in »Monty Python's Life of Brian« entwickelt sich auf diese eher rhetorische Frage ihres Anführers hin eine durchaus bemerkenswerte Diskussionsdynamik: Jedem der versammelten Befreiungskämpfer fällt ohne größere Bedenkzeit ein gewichtiges Argument dafür ein, dass die räuberische Herrschaft der Besatzungsmacht bei genauerer Betrachtung ein – im wahrsten Sinne – zweischneidiges Schwert sei. Nach kurzem volksrevolutionärem Brainstorming muss der von der gesammelten Empirie kolonialisierter Lebenswelten sichtlich bediente Volksfront-Frontmann Reg (alias John Cleese) seine widerstandsmobilisierend gemeinte Anfrage leicht reformulieren: »Also gut, mal abgesehen von sanitären Einrichtungen, der Medizin, dem Schulwesen, Wein, der öffentlichen Ordnung, der Bewässerung, Straßen, der Wasseraufbereitung und den allgemeinen Krankenkassen – was, frage ich Euch, haben die Römer je für uns getan?« Ob des scharfen Tons der Nachfrage antwortet einer der jüdischen Fußvölkler daraufhin vorsichtig-verschreckt: »Den Frieden gebracht?« Solcherlei Realitätssinn nun ist dem Oberrevolutionär dann doch sichtlich zu viel: »Ach, Frieden – halt die Klappe!« schnauzt er den penetranten Besserwisser an.

¹ Vortrag am 6. Oktober 2014 zur Eröffnung des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie »Routinen der Krise – Krise der Routinen« in Trier. Der Vortragsstil ist weitgehend beibehalten worden.

Wir wissen nicht, wie der organisationspolitische Meinungsbildungsprozess der militanten Besatzungskritiker wohl weitergegangen wäre, denn der offenkundig ins Konterrevolutionäre zu kippen drohende Disput wird leider an dieser Stelle des Films durch lautes, vermeintlich das Eintrittsbegehren eines imperialen Stoßtrupps signalisierende Türpochen unterbrochen. Mit Sicherheit aber lässt sich sagen, dass in dieser geistreichen Persiflage präpotenter Pseudoradikalität selbstgerechter Salonrevolutionäre ein reales und überhistorisches Dilemma fundamentaler Gesellschaftskritik verhandelt wird. Das »System« hat »uns« – mit der Filmfigur Reg gesprochen – »ausbluten lassen«, »uns alles genommen, was wir hatten«. Und was hat es »dafür als Gegenleistung erbracht«? Nun, ich würde sagen: Da fällt uns doch allen das eine oder andere ein.

Was hat der Kapitalismus je für uns getan? Nicht erst im Lichte der kapitalistischen Krisen, die in den letzten Jahren die Welt in Atem gehalten haben, sondern auch schon mit Blick auf das (die Begriffsanleihe aus der Drittmittelforschung sei hier erlaubt) kapitalistische Normalverfahren der konkurrenz- und profitabilitätsorientierten Durchdringung immer neuer und weiterer gesellschaftlicher Lebensbereiche stellt sich genau diese Frage – und eben nicht als bloß rhetorische. Genauer formuliert könnte sie, ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit, in etwa so lauten: Mal abgesehen von einem ungeahnten Wohlstand und einer nie dagewesenen Optionenvielfalt, dem Ende von Hungersnöten, der offenbar unaufhaltsamen Verlängerung der Lebenserwartung und einer Dynamik permanenter technologischer Innovation, Straßen, der öffentlichen Ordnung und den allgemeinen Krankenkassen – was, frage ich uns, hat der Kapitalismus je für uns getan?

Ehrlich gesagt: Wir leben gut im Kapitalismus – das Kapital ist unsere Römer. Wir leben gut vom und mit dem Kapitalismus, ungeachtet oder mehr noch inklusive der Salonkritiken, wie sie, sagen wir, bei Eröffnungsvorträgen von Soziologiekongressen gerne einmal geäußert werden. Wir leben gut mit der Kolonialisierung unserer Lebenswelt, oder jedenfalls arrangieren wir uns mit ihr auf das Beste: Sicher, wir beklagen die Ökonomisierung der Hochschulen, wir kritisieren die Verschärfung des Leistungsdrucks, wir stöhnen über die Grenzen der Belastbarkeit – und dann bedienen wir doch, wie es eben geht, die jeweils neuesten Exzellenzindikatoren, drehen selbst mit an den nie stillstehen dürfenden Rädern der wissenschaftlichen Produktionsmaschinerie und arbeiten, was das Zeug hält, an der persönlichen »Work-Life-Balance«. Und bei einem guten Glas an einem lauen Abend

in einem südländischen Küstenort stoßen wir an und sagen uns: Ach, geht es uns doch gut! Und die Wahrheit ist: Es stimmt.

Es geht uns gut, denn wir leben in einer Externalisierungsgesellschaft. Die Externalisierungsgesellschaft: Na danke, wird die Welt da draußen und werden (geben Sie es doch zu) nicht wenige hier drinnen nun stöhnen – die nächste Sau, die durchs Dorf globaler Gesellschaftsbegriffe gejagt wird, in der Hoffnung, es ins Feuilleton der ZEIT zu schaffen oder wenigstens zur Aufnahme in Schimank/Volkman, »Soziologische Gegenwartsdiagnosen III«. Externalisierungsgesellschaft – was meint der Begriff? Das vielleicht Wichtigste vorab: Nicht etwa soll er der routinehaften politischen Krisenrhetorik des »Wir haben über unsere Verhältnisse gelebt«, mit der marktradikale Sozialstaatsverächter und suffizienz-orientierte Konsumkritiker gleichermaßen hantieren, soziologische Weihen verleihen. Und überhaupt: Das falsche »wir«, von dem die Rede über »*unser* gutes Leben«, über »*unsere* Verhältnisse hinaus« kündigt, soll hier gleich mal wieder zurückgenommen werden. Suggestiert es doch eine soziale Allgemeinheit, die so nicht existiert und deren Annahme in die Irre führt. Nun gut, werden Sie jetzt – zu Recht etwas ungeduldig geworden – fragen, wenn all dies nicht gemeint sein soll, worum bitte geht es denn dann?

In der Externalisierungsgesellschaft leben die Leute nicht über ihre Verhältnisse. Sie leben über die Verhältnisse anderer. Genaugenommen müsste man sagen: Sie leben auch, nach absoluten Maßstäben, über den Verhältnissen anderer, das heißt, es geht vielen von ihnen besser als vielen derer, die nicht Teil ihres gesellschaftlichen Zusammenhangs sind. Vor allem aber leben die Leute der Externalisierungsgesellschaft eben über die Verhältnisse der anderen. Das ist die soziologisch entscheidende, nämlich relationale Perspektive: Dass die Leute gut bzw. besser als andere leben, liegt daran, dass sie dies über deren Verhältnisse vermittelt tun. Die sozialstrukturanalytische Kurzformel der Externalisierungsgesellschaft lautet daher: Die einen leben über die Verhältnisse der anderen, auf deren Kosten, zu deren Lasten. Die Externalisierungsgesellschaft funktioniert im Modus der Ausbeutung: »Was du willst, dass man dir tu', das füge keinem anderen zu« lautet ihre goldene – oder sagen wir lieber: eiserne – Regel. Über die Externalisierung von Zwängen werden die eigenen Freiheiten geschaffen, mittels Zerstörung fremder Lebenswelten die eigenen Lebenschancen gesichert, durch eine Politik zu Lasten Dritter die eigenen Verhältnisse gelebt.

Neben uns die Sintflut: Wie es sich im Auge des Orkans lebt, hat zuletzt ein hoher Repräsentant der transnationalen Externalisierungsgemeinschaft

auf den Punkt gebracht. Der scheidende NATO-Generalsekretär Anders Fogh Rasmussen beschwor zum Auftakt der jüngsten Zusammenkunft der Staats- und Regierungschefs des euro-amerikanischen Bündnisses die Solidarität des globalen Nordens mit sich selbst und ließ keinen Zweifel daran, gegen wen und was sich die Verbündeten – hoch die internationale Externalität – in Zeiten multipler Krisen zu verteidigen hätten: »Surrounded by an arc of crises, our Alliance, our transatlantic community, represents an island of security, stability and prosperity.« Eine Insel der Sicherheit, der Stabilität und des Wohlstands, umgeben von einem Meer wirtschaftlicher Konkurrenten, umtost von der Brandung terroristischer Milizen und kriegerischer Konflikte, bedroht von einer Flut wanderungsbereiter Armutspopulationen: Ein solches Bild dürfte ziemlich genau das Lebensgefühl krisenverunsicherter Milieus in den Kernländern des nordatlantischen Raums treffen. Um die Zukunft eines Lebens in Sicherheit, Stabilität und Wohlstand fürchtend, genießen gesellschaftspolitische Externalisierungsprogramme, gepaart mit sozialen Exklusionsbewegungen, in der transatlantischen Öffentlichkeit hohe Popularität. »To the South, we see violence, insecurity, instability.« Mögen sie, so kann man den ehemaligen NATO-Generalsekretär ebenso wie zum Beispiel die Philosophie des EU-Grenzregimes oder die Botschaft des neuesten deutschen »Asylkompromisses« wohl verstehen, auch weiterhin dort bleiben – dank fortgesetzter transatlantischer Waffenlieferungen, verstärkter FRONTEX-Einsätze im Mittelmeer und der Entdeckung immer neuer »sicherer Herkunftsländer«.

Der sich hier Bahn brechende kritische Fokus auf ein nordatlantisches »Wir« und dessen vermeintlich gemeinschaftliches Externalisierungsverlangen steht nun allerdings in der bereits benannten Gefahr, das anti-soziologische Geschäft schrecklicher sozialstruktureller Simplifizierung zu betreiben. Die Beispiele für soziale Externalisierungskonstellationen fortgeschrittener kapitalistischer Gesellschaften sind zahllos, und keineswegs strukturieren sie ausschließlich den zwischengesellschaftlichen Raum. Es sind die multiplen innergesellschaftlichen Externalisierungsarrangements, deren Analyse vereinfachte Vorstellungen von eindimensionalen und national- oder gar transnational-kollektivgemeinschaftlichen Ausbeutungsverhältnissen zu dementieren vermag. Stattdessen verweist sie auf die vielfältigen Überlagerungen und Durchdringungen, Verkopplungen und Wechselwirkungen, aus denen sich erst das überaus komplexe Bild einer globalisierten Externalisierungsgesellschaft ergibt.

Ein klassisches und für die soziologische Analyse auf vielfache Weise prägendes Beispiel einer innergesellschaftlich angelegten – oder richtiger: einer von der Soziologie lange Zeit als innergesellschaftlich angelegt gedachten – Externalisierungskonstellation ist der in den hoch- und spätindustriellen Kapitalismen der Nachkriegszeit praktizierte Modus der Vergesellschaftung von Arbeit als Lohnarbeit nach dem *male breadwinner model*. Es ist dies eine geradezu prototypische Konstellation des Lebens der einen über die Verhältnisse der anderen: Die Lebbarkeit des so genannten Normalarbeitsverhältnisses für einen bedeutsamen Teil der männlichen Lohnabhängigen in den Zentren des fordistischen Wohlfahrtskapitalismus beruhte unmittelbar auf der historisch konkreten Gestalt der Lebensverhältnisse eines bedeutsamen Teils der Frauen dieser männlichen Lohnabhängigen, also auf der gesellschaftlichen Organisation und institutionellen Konstruktion von Hausarbeit als Sphäre der Verausgabung so genannten weiblichen Arbeitsvermögens. Dass Papi werktags (und manchmal auch darüber hinaus) dem Betrieb gehören konnte (und am Samstag der ausgiebig zelebrierten öffentlichen Autowäsche), lag funktional wie material daran, dass Mutti von Montag bis Sonntag den Kindern und der Küche gehörte (und damit irgendwie auch dem Papi). Der eine lebte über die Verhältnisse der anderen: Die gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und die Formen alltäglicher Lebensführung normalbeschäftigter »Arbeit-Nehmer« (hier stimmt der Begriff mal) waren über eine Vielzahl von institutionellen Praktiken, sozialen Mechanismen und kulturellen Mustern vermittelt mit der Lebensrealität und Alltagspraxis häuslich tätiger »Arbeit-Geberinnen«. »Meine Familie & ich« war nicht nur der Titel einer beliebten Zeitschrift im Marktsegment der gedruckten Hausfrauenhilfen, sondern konnte auch als Formel für einen zeittypischen, durch männliche Beschäftigungsinteressen dominierten, innerfamilialen Externalisierungszusammenhang gelesen werden.

Warum nun aber eigentlich dies alles in der Vergangenheitsform? Gibt es diese Externalisierungskonstellation von auf die Produktionsarbeit bezogener, diese ermöglichender, gleichwohl jedoch abgewerteter, für ihre Ermöglichungsleistungen nicht nach Maßstäben der Produktionsarbeit honorierter Re-Produktionsarbeit etwa nicht mehr? Die Antwort muss selbstverständlich lauten: Doch, durchaus – denn ohne Re-Produktionsleistungen keine Produktionstätigkeit. Aber dieser arbeitsgesellschaftliche Externalisierungs- und Ausbeutungszusammenhang begegnet der soziologischen Beobachtung heute in einer anderen, – wie auch immer man will: postfordistisch, spätkapitalistisch, markt imperialistisch – »modernisierten« Form. Die

kapitalistische Dynamik der vergangenen drei Jahrzehnte hat die Organisationsform gesellschaftlicher Arbeit in den europäischen Wohlfahrtsregimen, und selbst in Gesellschaften »konservativer« wohlfahrtsstaatlicher Prägung, in Richtung auf die sozialpolitische Konstitution eines *adult worker model* getrieben. Papi und Mami gehören nun gleichermaßen zwar nicht dem Betrieb (insoweit es den klassischen betrieblichen Modus der Vergesellschaftung von Arbeit zunehmend seltener gibt), aber dem Markt bzw. alle erwachsenen Haushaltsangehörigen sollen ihm zugehören. Die Inklusion der Erwerbsfähigen aller Geschlechter und Altersklassen in den Arbeitsmarkt als dem großen Lebenschancengenerator und -distributor ist zum Maß aller gesellschaftlichen Dinge geworden.

Was nach Gleichstellung klingt und häufig als Teilhabegerechtigkeit firmiert (und die Soziologie schon deswegen freuen müsste, weil mit der »Inklusion« endlich mal wieder ein Theoriekonzept der Disziplin zur gängigen Münze gesellschaftspolitischer Diskurse und sogar parteipolitischer Programme geworden ist), lässt die Re-Produktionsproblematik freilich zunächst ungelöst. Wo und von wem wird nun das re-produziert, was die Produktionstätigkeit der vielen Marktinkludierten erst am Laufen hält? Der Kapitalismus wäre selbst nicht reproduktionsfähig, wenn er nicht auf diese Frage zwei Externalisierungsantworten parat hätte: eine interne und eine externe, oder auch eine offizielle und eine inoffizielle. Marktintern werden alle möglichen Re-Produktionstätigkeiten – von der Kinderbetreuung bis zur Altenpflege – auf Teilarbeitsmärkte ausgelagert, die, gemessen an den Standards der Kernsegmente des Produktionsarbeitsmarkts, schlechte Arbeits- und Entlohnungsbedingungen, Organisations- und Konfliktchancen aufweisen (und nicht zufällig auch die arbeitsinhaltliche Geschlechtersegregation des *male breadwinner model* reproduzieren). Marktextern entwickeln sich parallel zum *adult worker model* die Strukturbildungen und Prozessdynamiken eines *alien carer model*, das als – zumindest in unseren Breitengraden und jenseits der Lebensführungsmodelle von Oberschicht Haushalten – neuer und sich zunehmend verbreitender Modus der Verkopplung von formeller Erwerbstätigkeit und informeller, nicht selten auch »illegaler« bzw. illegalisierter Sorgetätigkeit gelten kann. Die Externalisierungsgesellschaft nimmt hier eine neue, man kann sagen zeitgemäß (nämlich den Zeiten des globalisierten Kapitalismus entsprechend) vergeschlechtlichte und ethnisierte Gestalt an: Ohne Re-Produktion keine Produktion, und die Re-Produktionsarbeit wird nun immer häufiger an arbeits- und sozialrechtlich ungeschützte, privaten

Herrschaftsverhältnissen unterworfenen und staatsbürgerrechtlich handlungsunfähige Arbeitskräfte delegiert, die als billige und willige *care*-industrielle Reservearmee fungieren. Die Funktionalität dieses erneuerten Externalisierungsarrangements für die flexibel-kapitalistische Vollerwerbsgesellschaft liegt auf der Hand: Etwa die Altenpflege hierzulande würde ohne die externalisierte informelle Dienstleistungsökonomie schlicht zusammenbrechen. Und man muss kein sozialpolitischer Verschwörungstheoretiker sein um festzustellen, dass die Gesetzliche Pflegeversicherung in Deutschland diesen gesellschaftlichen Externalisierungsmechanismus im wahrsten Sinne des Wortes in ihren teilkaskoversicherungsförmig ausgestalteten Leistungskatalog eingepreist hat.

Aber die Externalisierungsgesellschaft hat eben viele Gesichter, die soziale Organisation des Pflegesektors ist nur eines von ihnen. Zu ihnen gehört des Weiteren auch ein intern-externer Doppelmechanismus der externalisierenden Bewältigung der Folgen jener Finanzmarktkrise, die politisch-medial auf erstaunlich erfolgreiche Weise und innerhalb kürzester Zeit in eine Staatsschuldenkrise transformiert worden ist. Deutschland gilt diesbezüglich nicht nur in der öffentlichen Selbstbeschreibung, sondern auch in der Fremdwahrnehmung relevanter politökonomischer Akteure als der wirtschaftspolitische Musterknabe, der als gesunder Mann Europas aus der Krise hervorgeht – und sich deshalb zugleich als Oberlehrer der Fußkranken in der, gleich nebenan in Frankreich beginnenden, südeuropäischen Peripherie gerieren darf. So fährt dann ein politischer Unternehmer namens Peter Hartz nach Paris, um die nächste neosozialdemokratische Führungsriege über die Geheimnisse eines »Beschäftigungswunders« (unter »Wundern« machen es die Deutschen ja nicht, ob nun in Bern, Bonn oder mittlerweile Berlin) aufzuklären, das maßgeblich auf der Externalisierung von Beschäftigungs-, Arbeitslosigkeits-, Einkommens- und sozialen Sicherungsrisiken beruht: auf der Errichtung des größten Niedriglohnssektors EU-Europas, der Konstruktion einer (um meinen Jenaer Kollegen Klaus Dörre zu zitieren) »prekären Vollerwerbsgesellschaft«, der Etablierung eines Arbeitslosenregimes, das die Strukturprobleme spätindustrieller Lohnarbeitsökonomien auf die vermeintlichen Verhaltensprobleme spezifischer Sozialmilieus projiziert und auf politische Strategien der Opferbeschuldigung setzt. Strukturähnliches ließe sich über den externen Externalisierungsmechanismus sagen, der in der so genannten Eurokrise zum Tragen kommt: In einer Wirtschafts- und Währungsunion, die ganz auf die Funktionsinteressen der deutschen

»Nationalökonomie« hin konstruiert ist, hat diese auch in der Krise die Wettbewerbsvorteile ihrer hochproduktiven Exportsektoren ausspielen und im Rahmen der mittlerweile etablierten Niedrigzinspolitik sogar ihren Staatshaushalt sanieren können – auf Kosten zum Beispiel weiter Teile der griechischen Bevölkerung. Griechenlands durch die Währungsunion angefeuerte Verschuldungspolitik wurde nach dem Crash mit einer EU-oktroierten Austeritätspolitik beantwortet, die etwa das griechische Gesundheitswesen hat zusammenbrechen lassen (oder auch, zwar weniger existenziell, aber kaum weniger dramatisch und in Deutschland praktisch nicht wahrgenommen, das griechische Hochschulsystem an den Rand des Kollapses gebracht hat). Gleichzeitig gingen die »Hilfszahlungen« der europäischen »Geberländer« direkt an die (nicht zuletzt deutschen) Gläubigerbanken – ungeachtet dessen, dass »die Griechen« (wobei nicht jene mit gigantischen, steuerlich unangetasteten Auslandsvermögen gemeint sind) neben dem Schaden auch noch den Spott bzw., richtiger, die Missachtung der vereinigten Populisten von Europa zu tragen haben (womit wiederum nicht nur Figuren wie Marine Le Pen oder allein die von Sozialwissenschaftlern als »populistisch« identifizierten Parteien angesprochen sind).

Und wenn wir den soziologischen Blick noch über Hartz IV-Empfängerhaushalte in Deutschland, griechische Rentner oder ukrainische Pflegerarbeiterinnen hinaus weiten, dann gerät der externalisierungsgesellschaftliche Ausbeutungsmechanismus par excellence ins Auge: die Tatsache, dass das einst, zu Zeiten des kapitalistisch-sozialistischen Systemwettbewerbs, »westlich« genannte Lebensmodell – die Lebensweise breiter Bevölkerungsmehrheiten auf den nordatlantischen Inseln der Sicherheit, der Stabilität und des Wohlstands – auf der systematischen Externalisierung der Voraussetzungen und insbesondere der Folgen des mit diesem Lebensmodell einhergehenden Ressourcenverbrauchs beruht. Hier, auf der Ebene des Stoffwechsels wachstumsökonomischer Entwicklungsmodelle, sind gesellschaftliche Externalisierungsprozesse und ihre ausbeuterische Qualität geradezu mit Händen zu greifen. Und hier wird zugleich besonders deutlich, dass das gesellschaftspolitische Deutungsangebot, wonach »wir« über »unsere« Verhältnisse lebten – in diesem Fall über die »unseres« Planeten –, hochgradig ideologisch verzerrt und, mehr noch, selbst ein Instrument der Externalisierung ist.

Namentlich in Deutschland, wo ja historisch durchaus gerne in sehr langen Zeiträumen gedacht und geplant worden ist, erfreut sich das Konzept der »Generationengerechtigkeit« regierungsamtlich, politikberaterisch wie zivilgesellschaftlich großer Beliebtheit. »Generationengerechtigkeit«, das ist

die nationalgesellschaftliche Schrumpfformel einer Politik der Externalitätenvermeidung: Da geht es dann um »unsere Kinder und Kindeskinde«, in deren Interesse »wir« unter anderem auf die Atomkraft verzichten (dafür allerdings die Energiemonopolisten entschädigen), unseren Individualverkehr beschränken (dafür aber mehr Autos exportieren) und die Staatsschulden tilgen (dafür aber an das Sozialvermögen der ansonsten nichtbesitzenden Schichten ran) müssten. Was hier im Namen des Schutzes des ungeborenen Inselbewohnerlebens gefordert wird, sieht von der Realität der gegenwärtigen Externalisierungsdynamiken und dem Gebot nicht intertemporaler, sondern vorrangig internationaler bzw. globaler Umverteilung von Externalisierungsrisiken ab (und soll womöglich sogar davon ablenken). Der massive Verbrauch knapper Ressourcen etwa für die Bedienung unserer mittlerweile ins Absurde gesteigerten Smartphonemanie findet ebenso heute statt wie die Überlastung der Absorptions- und Regenerationskapazitäten biologischer Senken wie der Atmosphäre, der Böden und des Wassers. Und dies alles geschieht maßgeblich nicht bei »uns«, sondern bei anderen, in den Weltregionen außerhalb der Sicherheits-, Stabilitäts- und Prosperitätsinseln der »westlichen« Welt. Dort, bei »denen«, ist die von »unseren« politischen Repräsentanten bedrohlich beschworene Welt der Gewalt, der Unsicherheit und der Instabilität wesentlich auch deswegen schon heute bittere Realität, weil die Zeche des süßen Insellebens für viele im Nordatlantik von vielen anderen auf den Meeren des globalen Südens gezahlt wird.

Nun, Sie merken schon: Ich könnte mich hier in Rage reden. Nur kurz noch, bevor ich zum Ende komme: Das Tolle (im Sinne von: Verrückte) an all dem ist ja, dass ich überhaupt nichts Neues erzähle, sondern nur einige wenige Elemente des beachtlichen soziologischen Wissensbestandes in einigen ausgewählten soziologischen Wissensfeldern schlaglichtartig beleuchte. In jedem einzelnen der genannten und vielen weiteren, strukturanalog gelagerten Fällen gilt die Logik der kapitalistischen Externalisierungsmaschinerie: Die einen leben ihr Leben auf Rechnung der anderen. Und bemerkenswert – wenn auch vielleicht nicht erstaunlich – scheint mir zudem zu sein, dass wesentliche sozialanalytische Fortschritte im Sinne einer Theorie und Empirie der Externalisierungsgesellschaft in den vergangenen Jahrzehnten gerade aus der Perspektive des externalisierten Außen und vom Standpunkt der externalisierten Anderen aus vollzogen worden sind. Seien es nun Positionen der feministischen Theorie, der postkolonialen Soziologie oder der Internationalen Politischen Ökonomie, seien es Debatten um Intersektionalität, gesellschaftliche Naturverhältnisse oder Globale Soziale Rechte: Fast

schon systematisch waren es Stimmen aus dem inner- oder interdisziplinären, nicht selten auch aus dem außerakademischen »Off«, die erst gehört wurden, als das mainstreamsoziologische Schweigen im Walde der kapitalistischen Externalisierungsdynamiken allzu laut und offensichtlich zu werden begann.

Damit aber, mit der Frage nach der Diagnosefähigkeit der Soziologie, komme ich nun tatsächlich zum Schluss. Und mithin, wie es sich für einen ordentlichen Vortrag gehört, zum Ausgangspunkt zurück. Was hat der Kapitalismus je für uns getan? Ungeahnter Wohlstand und nie dagewesene Optionenvielfalt, das Ende von Hungersnöten, die offenbar unaufhaltsame Verlängerung der Lebenserwartung, eine Dynamik permanenter technologischer Innovation, Straßen, öffentliche Ordnung und allgemeine Krankenkassen – das hat (um es analytisch leicht, oder vielleicht auch stark, verkürzt zu sagen) der sogenannte Wohlfahrtskapitalismus für viele von »uns«, in den Gesellschaften des globalen Nordens, getan. Soziologisch gilt es allerdings in Erwägung zu ziehen, dass die Tatsache all dieser positiven Nebeneffekte der kapitalistischen Kolonialisierung unserer Lebenswelten unmittelbar mit der weiteren Tatsache zusammenhängt, dass all diese positiven Nebeneffekte anderen Menschen, hier und insbesondere anderswo, strukturell und systematisch vorenthalten geblieben sind und bleiben – und diese Anderen stattdessen hauptsächlich oder gar ausschließlich mit den externalisierten Negativeffekten kapitalistischer Kolonialisierung leben müssen. Beziehungsweise sterben. Denn nicht hier, daheim, aber wohl da draußen sterben die Leut' – und zwar ganz real.

Soziologie, so ein von einem anderen Jenaer Mitstreiter, Hartmut Rosa, und meinem neuen Münchner Kollegen Armin Nassehi geprägtes Bonmot, sollte sich Problemen widmen, die die Gesellschaft auch dann hätte, wenn es die Soziologie nicht gäbe. Manchmal hat man umgekehrt den Eindruck, dass sich die Soziologie mit Problemen beschäftigt, die die soziale Welt auch gern hätte. So gesehen ist das Gute – wenn man das überhaupt so sagen darf – an der gegenwärtigen Krise und ihren politisch-medialen Konjunkturen, dass die »postlehmanbrothersianische« Zeit nicht nur ein verbreitetes, wie auch immer unbestimmtes gesellschaftliches Unbehagen am Kapitalismus mit sich gebracht hat. Sie hat zugleich, und darauf hat zuletzt auf dem Weltsoziologiekongress in Yokohama Ulrich Beck hingewiesen, den sozialen und eben auch den soziologischen Sinn für globale Prozesse, Relationen und Interdependenzen geschärft. Das, was der Sozialpolitikforscher Hans Achinger einst, in anderem zeithistorischen Kontext, so treffend als »das

Spiel mit dem Wegdenken« bezeichnet hat – so als könnte man die »guten alten Zeiten« des durch den nationalen Wohlfahrtsstaat eingehetzten sozialen Kapitalismus zurückholen –, dieses Spiel ist heute schlichtweg nicht mehr möglich.

Keine Frage: Es ist zwar durchaus noch politisch-ideologisch möglich – die Presseparolen Anders Fogh Rasmussens künden davon ebenso wie die Politikangebote all der Alternativen für Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Schweden oder welche europäische Nation auch immer sich in ihrer relativen weltgesellschaftlichen Herrschaftsposition mittlerweile noch bedroht fühlen mag. Worum es mir geht ist: Das Spiel mit dem Wegdenken ist gesellschaftsanalytisch nicht mehr möglich. Wenn die Soziologie diese Unmöglichkeit internalisiert, dann ist damit zwar noch kein einziges soziales Problem der globalisierten Externalisierungsgesellschaft gelöst. Aber unsere Disziplin – dieses kleine »wir« sei mir an dieser Stelle ausnahmsweise und abschließend erlaubt – wäre jedenfalls auf der Höhe ihrer gesellschaftlichen Zeit.